

Basta!

Nr. 2 / April 2009

Basels starke Alternative

Was wächst, wenn die Wirtschaft wächst?

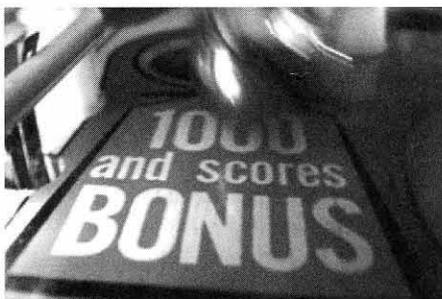
Schwerpunkt Krise

Weltweit gilt seit Jahrzehnten die Zunahme des Bruttoinlandprodukts (BIP) als *der Indikator* für Wirtschaftswachstum. Die Berechnung dieses Indikators hat eine spezielle, längst vergessene Geschichte.

Anlässlich des 2. Weltkrieges stellte die britische Regierung dem Ökonomen John Maynard Keynes folgende Frage: Wie viel kann das Vereinigte Königreich in die Rüstungsindustrie stecken, ohne dass die Wirtschaft stagniert und der Lebensstandard der Bevölkerung auf ein nicht tragbares Niveau sinkt? Keynes hat, zusammen mit andern, die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung entwickelt, eine geniale Erfindung – jedenfalls im Hinblick auf diese Fragestellung. Sie war stark von Marx' Überlegungen zu den Reproduktionsbedingungen des Kapitalismus inspiriert und ebenso von der damaligen Industrialisierungswelle. Nach dem 2. Weltkrieg wurde dieses Berechnungssystem durch die UNO als Standard übernommen, gegen den Protest von Keynes, der die Ansicht vertrat, die Berechnungen seien wohl für Friedenszeiten nicht sehr geeignet.



Aus der Sicht der Privatwirtschaft liefern jedoch auch zu Friedenszeiten Keynes' Berechnungsverfahren hervorragende Informationen für den wirtschaftlichen Erfolg eines Landes. Deshalb haben sie sich wohl auch durchgesetzt. Es lassen sich einfach die reinvestierbaren Überschüsse und Gewinne der Privatwirtschaft berechnen, die „Kreditwürdigkeit“ einer Volkswirtschaft und auch die ausbezahlten Lohnsummen. Deshalb sind diese Berechnungen auch relevant für Gewerkschaften. Das BIP ist



seither zur zentralen Masseinheit und Hauptreferenz für andere Indikatoren der Wirtschafts- und Sozialpolitik von Regierungen geworden.

Für andere wirtschaftliche Fragestellungen bräuchte es andere Berechnungsverfahren und Masseinheiten: Beispielsweise werden vom Staat bezahlte Bildungseinrichtungen zwar als Teil des BIP berechnet, aber nicht als Investition in die Zukunft der nächsten Generationen, sondern als Konsum, welcher die „Überschüsse“ der Wirtschaft schmälert. Das BIP sagt zudem gar nichts aus über die unbezahlte Arbeit, die zentral ist für unser Wohlbefinden und die Zeit- und Einkommensökonomie der Frauen. Ebenso unbedeutend sind die Informationen hinsichtlich des Energieverbrauchs oder der ökologischen Nachhaltigkeit der Produktion.



Zum BIP gibt es seit Jahrzehnten kritische Debatten. Sie gehen in zwei Richtungen: Für die USA wurde beispielsweise ein anderer Fortschrittsindikator berechnet: Mit dem BIP wurde die Zerstörung der Umwelt und der Zerfall der Infrastruktur verrechnet, die Freizeit und die Zeit, die Menschen für unbezahlte Arbeit aufwenden, und die ungleiche Verteilung des Einkommens. Die Resultate zeigen, dass der neu berechnete, sogenannte „genuine Fortschrittsindikator“ im Unterschied zum BIP ab den 1970er Jahren abzunehmen begonnen hat.

Andere KritikerInnen fordern, dass bei jeder öffentlichen Erwähnung des BIP zusätzlich verschiedene soziale und ökologische Indikatoren genannt werden müssen, weil ein einziger Indikator nie genügend aussagt, was wichtig ist für die Messung des „Fortschritts“ einer Gesellschaft. Diese Idee findet in den jährlichen Berichten der UNDP (UN Development Programme) zur „menschlichen Entwicklung“ eine Umsetzung. Die Berichte führten zu einer interessanten politischen Kontroverse, welche Indikatoren adäquat, fair und politisch „richtig“ sind.



Das Dilemma der heutigen Wirtschaftsstimuli-Debatte liegt darin, dass wir nicht davon abstrahieren können, dass wir in einer kapitalistischen Wirtschaft leben. Ihre ökonomische Logik entspricht einer keynesianischen Kriegswirtschaft insofern, als sie laufend Überschüsse produzieren muss, die wiederum zu höheren Überschüssen führen müssen. Kein Banker und kein Unternehmer investiert ohne Profitperspektiven. Wenn diese fehlen, stagniert die Wirtschaft, wenn nicht der Staat oder Non-Profit-Unternehmen investieren. Selbst, wenn letzteres der Fall wäre, ist die Frage nicht vom Tisch, was denn überhaupt wachsen soll und was auf keinen Fall.

Mascha Madörin

Fotos: Richard Spillmann

